



Thomas Biller

Die Burgen Kaiser Friedrichs II. in Süditalien

Höhepunkt staufischer Herrschaftsarchitektur



DIE BURGEN KAISER FRIEDRICHS II. IN SÜDITALIEN

Höhepunkt staufischer Herrschaftsarchitektur





Thomas Biller

DIE BURGEN KAISER FRIEDRICHS II. IN SÜDITALIEN

Höhepunkt staufischer Herrschaftsarchitektur

wbgTHEISS

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

Das Werk ist in allen seinen Teilen urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung in und Verarbeitung durch elektronische Systeme.

wbg Theiss ist ein Imprint der wbg.

© 2021 by wbg (Wissenschaftliche Buchgesellschaft), Darmstadt
Die Herausgabe des Werkes wurde durch die Vereinsmitglieder der wbg ermöglicht.

Gestaltung und Satz: Melanie Jungels, TYPOREICH – Layout- und Satzwerkstatt, Nierstein
Lektorat: Dirk Michel, Mannheim

Gedruckt auf säurefreiem und alterungsbeständigem Papier
Printed in Deutschland

Besuchen Sie uns im Internet: www.wbg-wissenverbindet.de

ISBN 978-3-8062-4309-3

*Intentio vero nostra est manifestare in hoc libro ...,
ea que sunt sicut sunt.*

Unsere wahre Absicht ist, in diesem Buch das, was ist,
so festzuhalten, wie es ist.

Friedrich II., De arte venandi cum avibus, Ausgabe Willemsen, 1969, Bd. 1, S. 2

INHALT

VORWORT	9
EINLEITUNG	11
1. FRIEDRICH II. – MENSCH UND MYTHOS	15
1.1. Herrschaftsansprüche in Deutschland	17
1.2. Herrschaft und Staat in Sizilien	20
1.3. Der Kreuzzug	26
1.4. Der Kampf um die Lombardei	29
1.5. Der Konflikt mit den Päpsten	33
1.6. Hofkultur und Wissenschaft	37
1.7. Friedrich II. in seiner Epoche	41
2. DIE BURGEN FRIEDRICHS II. IM KÖNIGREICH SIZILIEN	43
2.1. Zur Forschungsgeschichte	43
2.2. Funktionen der Burgen	53
2.3. Burgenbau vor Friedrich II.	56
2.4. Die Architektur der Burgen	62
2.4.1. Unregelmäßige Anlagen	63
2.4.2. Die Kastelle	68
2.4.3. Die Idealbauten	76
2.4.4. Die Jagdschlösser	84
2.5. Die Bauteile	89
2.5.1. Räume und Raumfunktionen	89
2.5.2. Elemente der Befestigung	107
2.6. Entwerfer und Bauverwalter	127
2.7. Stilfragen – Antike, Romanik, Gotik	132
2.8. Der Mythos des „staufischen“ Buckelquaders	164
3. SÜDITALIENISCHER BURGENBAU NACH FRIEDRICH II.	174
4. DER BURGENBAU FRIEDRICHS II. ZWISCHEN SYMBOLIK UND FUNKTIONALITÄT – EINE ZUSAMMENFASSUNG	183
5. DIE BAUTEN	186
Sonderliste: Bauten, die unbeweisbar Friedrich II. zugeschrieben wurden	272
Literatur	280
Bildnachweis	287



VORWORT

Die „staufischen Kastelle“ in Apulien und Sizilien, wie sie früher gerne bezeichnet wurden, waren in den ersten siebzig Jahren des 20. Jh. ein Thema, das nicht allein bei deutschen Architektur- und Kunsthistorikern Aufmerksamkeit fand. Vielmehr waren sie zeitweise geradezu populär, insbesondere in den 1920er/30er Jahren. Grund dieser über Fachkreise hinausreichenden Beachtung war damals aber nicht so sehr die Qualität der Architektur oder gar ihr evolutionärer Stellenwert, wie ihn die Wissenschaft zu erhellen versuchte. Grund war vielmehr der Mythos der „Staufer“, deren Herrschaft – unter Mitwirkung vieler Historiker – zur glanzvollen Kulmination eines „Ersten Deutschen Reiches“ überhöht worden war. Damit bot dieser Mythos in den autoritär geprägten Phasen der neueren deutschen Geschichte, vom Wilhelminismus bis zum „Dritten Reich“, einen willkommenen Anknüpfungspunkt für neue Größenphantasien. Die Bauten und ihre hohe Qualität wurden zum besonders sichtbaren Ausdruck dieser Größe überhöht, die bedenkenlos zu einer „deutschen“ erklärt wurde.

Nach dem Zweiten Weltkrieg schwand diese Betrachtungsweise, aber das lange bestehende Interesse am „Südreich der Hohenstaufen“ wirkte natürlich dennoch fort, vor allem in der Auswahl der Bauten, auf die deutsche Kunsthistoriker ihr Interesse richteten. Bis heute erscheinen einschlägige Einzelstudien, wobei allerdings der letzte Versuch eines Überblicks in deutscher Sprache schon vor vier Jahrzehnten publiziert wurde. In seinen „Pfalzen und Burgen der Stauferzeit“ von 1981 – letzte Auflage 1992 – widmete Walter Hotz immerhin

50 von 360 Seiten dem Thema „Staufische Burgen in Reichsitalien“, die er damit allerdings ein weiteres Mal implizit als quasi deutsche Burgen ansprach und nicht etwa als solche Süditaliens bzw. als das Ergebnis von Einflüssen aus großen Teilen Europas und des Mittelmeerraumes.

In den letzten Jahrzehnten hat das Thema aber in neuartiger Weise Beachtung gefunden. Einerseits haben sich englischsprachige Historiker mit der Interpretation der ungewöhnlichen und faszinierenden Persönlichkeit Friedrichs II. beschäftigt. Sie distanzieren sich mit Entschiedenheit von der nationalistischen Sicht früherer deutscher Autoren und formulierten neue Würdigungen, in denen das vermeintlich „Deutsche“ des Kaisers keine Rolle mehr spielt. Vielmehr unterstreichen sie Friedrichs hoch entwickelte Fähigkeit, vielfältige Anregungen (nicht nur) aus den kulturellen Traditionen seiner süditalienischen Heimat zu verarbeiten. Parallel zu dieser neuen historischen Sicht hat sich in den letzten Jahrzehnten außerdem die italienische Forschung stärker mit den Bauten zu befassen begonnen, wobei auch – gelegentlich in Kooperation mit französischen oder deutschen Spezialisten – neue Methoden der Archäologie, Vermessung und Bauforschung angewendet werden. Besonders zu erwähnen ist hier Pio Francesco Pistilli von der *Università Degli Studi Di Roma La Sapienza*, dessen wichtige Veröffentlichungen methodisch und in ihrer guten Kenntnis auch der nicht-italienischen Forschung hervorstechen. Als Beispiel sorgfältiger Auswertung von Schriftquellen, die zu neuen und abgesicherten Erkenntnissen geführt hat, sind die

Ausführungen von Nunzio Tomaiuolo über die Burg in Manfredonia zu unterstreichen, die er für die ebenfalls vorbildhafte „Storia di Manfredonia“ verfasst hat.

Vierzig Jahre nach dem letzten Überblick über den Burgenbau Friedrichs II. lag es nach alledem nahe, sich dem Thema ein weiteres Mal zuzuwenden. Denn nicht nur die vielen neuen Einzelergebnisse, sondern auch die grundsätzlich veränderte Betrachtungsweise von Person und Epoche ließen ein wesentlich verbessertes Verständnis auch der Bauten erwarten, an deren herausragender Qualität innerhalb der europäischen Architektur des 13. Jh. sich ja nichts geändert hat. Hinzu kam, dass es in den Jahrzehnte nach dem Zweiten Weltkrieg in vielen weiteren Ländern Europas ebenfalls große Fortschritte in der Erforschung des Burgenbaues gegeben hat, die ein verbessertes Verständnis des friderizianischen Burgenbaues erwarten ließen, sobald man sie nämlich zur Entwicklung im Königreich Sizilien in Beziehung setzte.

Für dieses Buch war selbstverständlich eine Reihe von Reisen nach Süditalien nötig, auf denen ich an teils lange zurückliegende Besuche anknüpfen konnte. Die meisten friderizianischen Burgen sind heute frei zugänglich, als Museen, Veranstaltungszentren oder zumindest als gepflegte Sehenswürdigkeiten – eine erfreuliche Entwicklung, nachdem früher viele von ihnen wegen militärischer oder administrativer Nutzungen nicht zu besichtigen waren. Andere Anlagen standen als offene Ruinen von jeher der Besichtigung offen. Besondere Erlaubnisse mussten daher in der Regel nicht mehr beantragt werden – oder sie waren *a priori* ohne Chance, wie vor allem im Falle des „castello svevo“ von Brindisi, das als Sitz eines Marinekommandos auch der Forschung nach wie vor verschlossen bleibt. Quasi als Gegengewicht dazu möchte ich die

Unterstützung der Architektin Rosa Mezzina vom *Ministero dei beni e delle attività culturali e del turismo* besonders hervorheben, die mir nicht nur den Zugang zu den in einer zweiten Restaurierung befindlichen Teilen der Burg Trani ermöglichte, sondern auch viele Befunde intensiv mit mir diskutierte. Die Bibliothek des *Deutschen Historischen Instituts in Rom* kopierte mir das gesamte, großformatige Werk von Arthur Haseloff über die Burg in Bari (1906), das man in keiner deutschen Bibliothek ausleihen kann.

Darüber hinaus gilt mein Dank vor allem denen, die mich auf Reisen nach Süditalien begleitet haben. Das bezieht sich vor allem auf meine Frau Jutta Lubowitzki, aber auch auf meinen jahrzehntelangen elsässischen Freund und Arbeitspartner Bernhard Metz und seine Frau Elisabeth Clementz; wir besuchten gemeinsam Sizilien. Dr. Daniel Burger (Nürnberg) war mein kompetenter Diskussionspartner auf einer Reise nach Kampanien und ins nördliche Apulien. Joe Rohrer (Luzern) schließlich trug mit seinen wissenschaftlich und künstlerisch hervorragenden Rekonstruktionen von Girbaden, Castel del Monte und Syrakus Wesentliches zur Anschaulichkeit des Buches bei.

Selbstverständlich gilt mein Dank außerdem der Wissenschaftlichen Buchgesellschaft bzw. dem Konrad Theiss Verlag, die das Buchprojekt wieder einmal ohne Zögern in ihr Programm aufgenommen haben; besonders seien Daniel Zimmermann und Anne-Marie Stöhr erwähnt, aber auch die Arbeit von all jenen, mir im Einzelnen gar nicht bekannten Mitarbeiter, die sich um das Projekt, vor allem auch um seine gute äußere Form bemüht haben, sei ausdrücklich bedankt!

Freiburg/Br., im Frühjahr 2021



EINLEITUNG

Die „Kastelle“, die unter der Regierung Kaiser Friedrichs II. überwiegend zwischen 1230 und 1250 im Süden des italienischen Festlands und auf Sizilien erbaut wurden, sind mit Abstand jene italienischen Burgen, die am häufigsten in deutschsprachigen Büchern und Aufsätzen behandelt wurden. Natürlich ist dies zu einem erheblichen Teil in der besonderen Qualität ihrer Architektur begründet, aber ebenso eindeutig ist dies nicht der einzige Grund. Denn, wer Italien kennt, kann nicht übersehen, dass es dort durchaus noch andere Burgenlandschaften gibt, die ebenfalls Hochklassiges bieten, die aber in der deutschen Fachliteratur trotzdem viel weniger Aufmerksamkeit gefunden haben. Von herausragender Qualität sind etwa – um nur besonders bekannte Beispiele zu nennen – die norditalienischen Backsteinburgen der Lombardei, Venedigs und des Piemont oder in Mittelitalien jene Bauten vor allem der Medici und des Papststaates, mit denen die Entwicklung von der Burg zur Artilleriesfestung einsetzte und die damit das Fundament für die vier Jahrhunderte geltenden Formen des modernen Festungsbaues legten.

Es muss also fraglos weitere Gründe geben, warum deutsche Historiker und Kunsthistoriker immer wieder auf das Thema der friderizianischen Burgen bzw. „Kastelle“ zurückkommen. Der wichtigste lag unübersehbar darin, dass diese Bauten lange Zeit eigentlich gar nicht als italienische, sondern quasi als „exterritoriale“ deutsche Burgen verstanden wurden – dass also das Thema stark national eingefärbt wurde, wie es (nicht nur) in Deutschland vom 19. Jh. bis über den Zweiten Weltkrieg hinaus verbreitet, wenn nicht geradezu normal war.

Kaiser Friedrich II. stammte – so kann dieser ideologische Ansatz skizziert werden – schließlich väterlicherseits aus dem schwäbischen Hochadelsgeschlecht der Staufer, er war zudem König nicht nur in Sizilien, sondern auch in Deutschland und er scharte an seinem süditalienischen Hof wie schon sein Vater Heinrich VI. viele Adelige deutscher Herkunft um sich, die auch in Italien Ämter bekleideten und über Herrschaften verfügten. Friedrich war zudem kein Herrscher wie viele andere gewesen, sondern sein Leben und seine kulturellen Äußerungen, außerdem auch das Ende der staufischen Dynastie bald nach seinem Tod, boten der deutschen Politik des späten 19. und frühen 20. Jh. interessante Anknüpfungspunkte für Selbstverständnis und Außendarstellung.

Friedrichs Bild war zudem schon zu seinen Lebzeiten in extremem Maße überhöht worden. Eine viel zitierte Formulierung des Chronisten Matthäus Paris bezeichnete ihn als das „Staunen und den wunderbaren Verwandler der Welt“ (*stupor mundi et immutator mirabilis*) und manche Texte seiner Anhänger rückten ihn in die Nähe von Christus selbst, während seine vor allem kirchlichen Gegner ihn andererseits nicht nur als Ketzer, sondern geradezu als Verkörperung des Satans bezeichneten. Dass diese verbalen Wurfgeschosse beider Seiten nur Mittel in einer politischen Propagandaschlacht waren, dass sie folglich die Realitäten der Epoche nur extrem verzerrt widerspiegeln, hatte für die häufig preußisch-protestantisch geprägte Geschichtsbetrachtung der Zeit um und nach 1900 aber fraglos weniger Gewicht als die Betonung einerseits der „Größe“ des Staufers und ande-

rerseits der Konfrontation seines „Ersten Reiches“ mit dem Papsttum.

Die neuzeitliche Entrückung des Kaisers ins Reich der Mythen erreichte seinen Höhepunkt mit Ernst Kantorowicz' Jugendwerk „Kaiser Friedrich der Zweite“ von 1927, das unter direktem Einfluss des autoritär-patriarchalisch geprägten Kreises um den Dichter Stefan George entstand. Dort wurde Friedrich – wie David Abulafia viel später schrieb – zu einem „gekrönten Messias“ überhöht, „dessen bloße Ankunft auf der Welt schon die Heraufkunft einer neuen Ordnung verhieß“; Kantorowicz reichte dann allerdings in einem Ergänzungsband solide Grundlagen nach und fand spätestens nach der Nazizeit und dem Zweiten Weltkrieg, als er in den USA eine neue Heimat gefunden hatte, auch zu einer weitaus rationaleren Betrachtungsweise. Auch der schottische Historiker John Lerner bezeichnete 1980 das von Kantorowicz und anderen gezeichnete Bild als das eines „romantischen, blonden, teutonischen Nationalisten“ und wiederum Abulafia zog das mehr als naheliegende Resümee, dass wohl „nur wenig von dem, was Friedrich II. zugeschrieben worden ist und wird, historisch belegbar ist“.

Dieses folgenreiche Zerrbild Friedrichs II. hatte seine Wurzeln letztlich in der Zeit gehabt, als Wilhelm I. und Bismarck nicht nur die ruhmreiche Erneuerung des „Zweiten“ deutschen Reiches angestrebt hatten, sondern als sie in den 1870er-/80er-Jahren zudem einen schweren „Kulturkampf“ mit dem Papsttum ausfochten, der – historisch falsch, aber propagandistisch wirkungsvoll – mit dem Kampf Friedrichs II. gegen den Papst verglichen wurde. Wilhelm II. verstärkte dann diese falsche Parallelisierung des „Ersten“ Reiches mit dem „Zweiten“ seines Großvaters zusätzlich, vor allem auch durch seine überzogene Begeisterung für alles „Staufische“, insbesondere für die Architektur jener Epoche. Sie brachte sowohl „romanische“ Neubauten wie den „Kaiserpalast“ in Posen und die Berliner „Kaiser-Wilhelm-Gedächtnis-Kirche“ hervor als auch Restaurierungen staufischer Bauten wie die der – nur zum kleineren Teil aus der Stauferzeit stammenden – Hohkönigsburg im erst neuerdings wieder zum Reich gehörenden Elsass. Ein wichtiger positiver Effekt dieser kaiserlichen Interessen war allerdings auch die Förderung wissenschaftlicher Erforschung der mittelalterlichen Bauten wie im Falle eben der Hohkönigsburg, aber auch der Burgen Friedrichs II. in Süditalien.

Nachdem die Niederlage des Deutschen Reiches im Ersten Weltkrieg wenig später die Nation traumatisiert

hatte, entwickelte sich die wilhelminische Begeisterung für die vermeintliche „Größe“ des Stauferreiches allerdings in eine Richtung weiter, die eine sachliche Betrachtung der Epoche erst recht problematisch machte. Nun nämlich wurde es zu einer offenbar kaum widerstehbaren Versuchung, den Zusammenbruch des wilhelminischen Reiches nicht etwa auf zunehmende strukturelle Probleme und einen verlorenen Krieg zurückzuführen, sondern lieber eine Parallele zum Ende der staufischen Herrschaft und Dynastie zu ziehen – man meinte nun in beiden Fällen das schuldlos tragische Ende eines „großen“ Reiches durch eine Übermacht böser Feinde und schnöden Verrat zu erkennen. Diese verfehlte Sehweise prägte dann in langsam abnehmendem Maße bis über den Zweiten Weltkrieg hinaus die Interpretation der Stauferzeit in Deutschland.

Die diesem einseitigen Bild eines vermeintlich eindeutig „deutschen“ Stauferreiches entgegenstehenden Aspekte von Friedrichs Herkunft und Leben wurden in dieser langen Zeit so gut wie vollständig vernachlässigt. Dass seine Mutter aus dem normannischen Geschlecht der Hauteville stammte, das Süditalien zuvor beherrscht hatte, dass er in Italien geboren war, seine Jugend im multikulturell geprägten Sizilien verbracht hatte und Deutschland erst später und dann zeitlich relativ begrenzt besuchte, dass schließlich an seinem Hof und in seiner Administration Italiener eine mindestens so wichtige Rolle wie Deutsche spielten – all dies wurde beiseitegeschoben. Und auch die unübersehbare Tatsache, dass er nicht nur im deutschen Raum, sondern auch in weiten Teilen Italiens letztlich damit scheiterte, seine allzu rückwärtsgewandten Herrschaftsvorstellungen umzusetzen, wurde lange kaum beachtet.

Nicht nur die deutsche Forschung der letzten Jahrzehnte hat diese national bedingte Einseitigkeit zwar entschieden hinter sich gelassen und einen sachlicheren Zugang gefunden, aber das breite Fundament, das ab dem Ende des 19. Jh. geschaffen worden war, blieb doch jedenfalls insoweit wirkungsvoll, dass auch heutige deutsche Forscher sich dem Thema immer wieder gerne zuwenden. Es existieren nun einmal zahlreiche Aussagen und gedankliche Ansätze in deutscher Sprache, an die man anknüpfen kann, von der hohen Anziehungskraft Italiens und italienischer Themen ganz abgesehen. Dabei prägt die weiterhin unübersehbare Seltenheit solide fundierter Untersuchungen von Einzelbauten den Charakter auch aktueller Forschungen zum Thema, weswegen einerseits

das meist etwas zu isoliert betriebene Studium einzelner Objekte noch immer eine zentrale Rolle spielt, während andererseits gesamthafte Betrachtungen zum Thema der „friderizianischen Kastelle“ doch immer wieder in die Versuchung geraten, mehr oder minder deutlich an die älteren, durch ihre Einseitigkeiten und blinden Flecke gekennzeichneten Darstellungen anzuknüpfen.

Der eigentlich naheliegende Versuch, die Architektur im Süditalien Friedrichs II. nicht aus dem vermeintlich „deutschen“ Charakter des Kaisers herzuleiten, sondern aus der lange gewachsenen kulturellen Vielfalt Süditaliens und Siziliens sowie aus der Offenheit der Region für Einflüsse anderer Länder, wurde in der deutschen Forschung bisher wenig verfolgt. Dabei bietet die neue Burgenforschung in vielen Ländern Europas und des Mittelmeerraumes – in Deutschland, Frankreich und den ehemaligen Kreuzfahrerstaaten, um die wichtigsten Bezugsregionen zu nennen – inzwischen ein viel umfangreicheres und besser aufgearbeitetes Vergleichsmaterial als in der ersten Hälfte des 20. Jh., das es daher auch weitaus besser ermöglicht, Anregungen und Einflüssen nachzuspüren. Vereinzelt Ansätze zu einer solchen Betrachtung liegen seit Langem vor, wenn man beispielsweise an die Aufsätze von Émile Bertaux (1897!) und – auch schon vor fünfzig Jahren – von Cord Meckseper (1970) denkt, die bereits mit guten Argumenten auf die französischen Wurzeln von Castel del Monte hingewiesen hatten, aber leider nur wenig Nachfolge fanden. In jüngerer Zeit haben dann auch einige italienische Autoren wie etwa Pio Francesco Pistilli in überzeugender Weise vor allem auf französische Einflüsse und auch auf Zusammenhänge mit dem Burgenbau der Kreuzfahrerstaaten hingewiesen. Solche Forschungen sind bisher nicht allzu häufig und auch alles andere als abgeschlossen; sie würden bei weiterer Vertiefung die Internationalität der „friderizianischen“ Architektur aber fraglos noch besser erkennbar machen.

Im vorliegenden Buch kann es vor diesem erst in Entwicklung befindlichen Hintergrund nur Ziel sein, solche vielfältigen Bezüge so zu veranschaulichen, wie es der momentane Forschungsstand ermöglicht – ergänzt natürlich, soweit es die Bauten betrifft, durch eigene Beobachtung vor Ort. Letztendlich sollen dabei der Staat und auch die Person Friedrichs II. als ein Phänomen erkennbar werden, das bei aller Bedingtheit durch die sozialen und politischen Strukturen der Epoche vielfältige kulturelle Entwicklungen aufgenommen und integriert hat.

Zwei Vorbemerkungen sind nötig. Die erste bezieht sich auf ein Missverständnis, das mir bei Reaktionen auf frühere Bücher auffiel. Dort und auch hier beginnt nämlich meine Darstellung mit historischen Ausführungen, die – gemessen an den Üblichkeiten architekturhistorischer Bücher – relativ lang sind; erst dann folgt im zweiten Hauptteil des Buches die Darstellung und Interpretation der Bauwerke. Der Umfang des historischen Teils soll dabei keineswegs bedeuten, dass ich mich als professioneller Historiker betätigen will, der etwa nach intensivem Studium der Originalquellen und der vorliegenden Literatur ein ganz neues Bild der dargestellten Epoche zu entwerfen versucht. Hier äußert sich vielmehr „nur“ ein auch in Kunstgeschichte ausgebildeter Architekturhistoriker, dessen entscheidendes Ziel die Analyse und Interpretation der Bauten ist. Das historische Einleitungskapitel stellt in diesem Rahmen lediglich ein Angebot an jene Leser dar, denen einerseits die Geschichte des 13. Jh. nicht bis in Einzelheiten vertraut sein kann, die aber andererseits auch wissen, dass Architektur grundsätzlich mehr ist als ein vom Geschehen der Epoche recht weitgehend isoliertes Phänomen. Die historische Einleitung soll also lediglich ein möglichst allgemein verständlicher Versuch sein, wesentliche Punkte der umfangreichen Spezialliteratur zur Herrschaft Friedrichs II. in Süditalien zusammenzufassen, um die Entstehungsbedingungen der Bauwerke besser zu verstehen.

Jenen Lesern, die das Thema schon länger interessiert, wird zweitens auffallen, dass ich die in der deutschen Literatur bisher weitgehend übliche Bezeichnung „Kastelle“ für die meisten der behandelten Bauten vermeide und sie vielmehr einfach „Burgen“ nenne. Der Grund liegt darin, dass die aus dem Italienischen „castello“ abgeleitete Bezeichnung „Kastell“ durch die neuere Entwicklung der architekturgeschichtlichen Forschung missverständlich geworden ist. Neben die traditionelle, aber nie näher umrissene Bezeichnung für die süditalienischen Burgen Friedrichs II. ist inzwischen nämlich eine zweite, konkretere Definition von „Kastell“ getreten. Das Wort beschreibt heute eine bestimmte Bauform, nämlich eine Rechteckanlage mit (in der Regel vorspringenden) Ecktürmen. Dieser Begriff wurde ursprünglich von der Gestalt spätrömischer Kastelle abgeleitet, aber Vertreter dieser auch ästhetisch beeindruckenden Form gab es – wie zuletzt Patrick Schicht mit einer eindrucksvollen Materialsammlung belegt hat – von den frühen Hochkulturen bis mindestens zur Renaissance in vielen Tausenden von Beispielen.

Um also Begriffsverwirrungen zu vermeiden, verwende ich das Wort „Kastelle“ ausschließlich im Sinne dieser Bauform, während ich die Bauten, die Friedrich II. in Süditalien zur Sicherung seines Königreiches und Veranschaulichung seiner kaiserlichen Macht gebaut hat, einfach als „Burgen“ bezeichne. Denn auch, wenn einige seiner Neubauten einen hohen, im Burgenbau sonst selten erreichten architektonischen Standard vertreten – ich

bezeichne diese Gruppe als „Idealbauten“ –, so entsprachen sie doch durchaus der Definition von Burgen, das heißt, sie vereinten die Bewohnbarkeit durch die Angehörigen einer herrschenden sozialen Gruppe mit den Merkmalen der Verteidigungsfähigkeit und einer betonten Symbolwirkung.

Thomas Biller, im November 2020



1. FRIEDRICH II. – MENSCH UND MYTHOS

Angesichts der vielen Dinge, die uns die Quellen nicht verraten, ist es im Grunde unmöglich, über eine Person des Hochmittelalters eine Biographie im modernen Sinne zu schreiben, da nahezu alles, was für uns einen Menschen und seinen Charakter kennzeichnet, im Dunkel des längst Vergangenen verborgen bleibt.

(Elke Goez, Mathilde von Canossa, Frankfurt a. M./Darmstadt 2012, S. 218)

Nachdem historische Persönlichkeiten bis ins 20. Jh. hinein allzu oft zu Helden, Bösewichtern oder anderen klischeehaften Figuren stilisiert wurden, hat erst die moderne Mediävistik gelegentlich den notwendigen Mut gegenüber dem Problem aufgebracht, das das Zitat von Elke Goez beschreibt: Wir würden nämlich wichtige Persönlichkeiten des Mittelalters natürlich gerne so gut kennen und verstehen wie Personen der Neuzeit oder gar unsere eigenen Zeitgenossen, aber die Beschränktheit der Quellen setzt uns hier sehr enge Grenzen.

Friedrich II. wurde als Sohn eines Kaisers und einer Königin von Sizilien geboren, verlor aber schon im Alter von nur vier Jahren beide Eltern. Eine mythisch aufgeladene, suggestiv dargestellte seines Lebens, die bis heute gelegentlich durchscheint, entwickelte daraus das Bild eines vernachlässigten Waisenknaben, der sich mit seinen jugendlichen Kumpanen in den Gassen von Palermo herumgetrieben habe. Diese Vorstellung entbehrt jedoch nicht nur aller Belege, sondern auch jeglicher Plausibili-

tät. In einer Gesellschaft, der die harte Trennung sozialer Schichten eine Selbstverständlichkeit war, in der insbesondere der Adel hoch über allen anderen Menschen rangierte, vom König und Kaiser zu schweigen, war es undenkbar, dass der älteste Sohn eines Kaisers, der – nach seiner Wahl im Alter von nur vier Jahren – selbst König von Sizilien war, in dieser Weise vernachlässigt worden wäre. An seiner Person hingen vielmehr, obwohl oder eben weil er ein Waisenkind war, so bedeutsame und allgemein bekannte politische Möglichkeiten, dass er von Anfang an im Zentrum vielfältiger Interessen und Beeinflussungsversuche gestanden haben muss. Wir wissen daher zwar nichts Konkretes über Friedrichs persönliche Situation als Kind – so schlecht kann sie nicht gewesen sein, wie die kreative und konfliktfähige Persönlichkeit des Erwachsenen nahelegt –, aber man muss davon ausgehen, dass er einerseits gut behütet wurde und dass ihm andererseits seine persönliche Bedeutung im politischen Spiel Europas relativ früh bewusst wurde.



← Abb. 1

Die Pflixburg bei Colmar (Oberelsass), Luftaufnahme der vor 1212 begonnenen Burg, die als Sitz eines königlichen „Prokurators“ für das Elsass entstand. An die Ringmauer waren fast lückenlos Bauten gelehnt, was bereits an spätere friderizianische Burgen in Süditalien erinnert.

1.1. HERRSCHAFTSANSPRÜCHE IN DEUTSCHLAND

Eine gerne kolportierte Mystifikation der älteren Literatur stellte es als eine Art Abenteuer dar, dass Friedrich 1212 im Alter von achtzehn Jahren und ohne nennenswerte Heeresmacht nach Deutschland zog, um auch dort seine Königswürde einzufordern und die Macht zu übernehmen. Fraglos lag in diesem Vorgehen – eines nach damaligem Verständnis durchaus Erwachsenen – ein gewisses Risiko, aber auch hier setzen die politischen und psychologischen Randbedingungen Friedrichs Handeln in ein anderes Licht. Fast sechzig Jahre staufischer Herrschaft – von Konrad III. (1138–52) über Friedrich Barbarossa (1152–90) bis zu Friedrichs Vater Heinrich VI. (1190–97) – hatten den Staufern viele treue Anhänger im deutschen Adel verschafft, die in den fünfzehn Jahren unter einem zwar minderjährigen und abwesenden, aber heranwachsenden und in seinem Thronanspruch unbestreitbaren Herrscher fraglos nicht erloschen waren. Nicht nur Friedrich selbst, sondern auch jene deutschen Fürsten, die ihn 1211 zum „Alternativkaiser“ gewählt hatten, und schließlich der Papst erwarteten daher mit gutem Grund, dass sich bei seiner Ankunft in Deutschland viele staufertreue Adelige und Reichsministeriale um ihn versammeln und eine Gegenmacht zum wenig beliebten und bereits exkommunizierten welfischen Kaiser Otto IV. bilden würden. Friedrich setzte bei seinem Zug nach Deutschland also keineswegs nur auf seine persönliche Strahlkraft oder handelte gar aus Abenteuerlust, sondern durchaus auch auf eine bereits im Vorfeld strukturierte Situation. Sein dennoch beachtliches Risiko lag allerdings darin, dass kaum vorhersehbar war, ob er mit seinen

Verbündeten den Kräften Ottos IV. militärisch gewachsen sein würde; eine Unklarheit dieser Art war jedoch in den Kriegen des Zeitalters keineswegs selten.

Friedrichs Griff nach der realen Macht in Deutschland war erfolgreich, auch wenn er anfangs die militärische Unterstützung des französischen Königs Philippe II. Auguste benötigte, der 1214 Otto IV. bei Bouvines im heutigen Nordfrankreich besiegte, die Reichskleinodien erbeutete und sie Friedrich übersandte. Trotz der allgemeinen Anerkennung, die Friedrich in den sechs folgenden Jahren in Deutschland erfuhr, muss ihm aber in diesen Jahren klar geworden sein, dass die politische Situation in Deutschland seinem Herrschaftsanspruch dauerhaftere Probleme in den Weg legen würde als im Königreich Sizilien, dass vor allem die deutschen Fürsten wenig Unterwerfungsbereitschaft zeigten. Zwar ist auch dieser Prozess der Bewusstwerdung nur zu vermuten, weil mittelalterliche Quellen nun einmal keinen Einblick in persönliche Erwägungen gewähren. Aber Friedrichs ausgesprochen folgenreiche Entscheidungen in den 1220er-/30er-Jahren, den geistlichen und weltlichen Fürsten Deutschlands umfassende und dauerhafte Privilegien zu gewähren, können eigentlich ja nur auf Erfahrungen zurückgehen, die er während seines ersten Aufenthaltes in Deutschland 1212–20 gemacht hatte. Und spätestens die wachsenden Konflikte mit dem Papst dürften ihn dann zu der Einsicht gebracht haben, dass Süditalien sein eigentliches Machtzentrum bleiben müsse, während er in Deutschland im Grunde wenig mehr erreichen konnte, als sich den Rücken freizuhalten.

Natürlich verzichtete Friedrich sicherlich nicht von vornherein auf den Aufbau einer eigenen Machtbasis in Deutschland. Allein die Tatsache, dass er acht Jahre im Lande blieb und sich dabei meist am Oberrhein und im südwestdeutschen Raum aufhielt, zeigt ein deutliches Bemühen, traditionell staufertreue Regionen weiterhin an sich zu binden. Das wird nicht zuletzt auch an seinem Burgenbau dieser Jahre im Elsass erkennbar, der freilich erst in den letzten Jahrzehnten näher erforscht wurde. Wir wissen zwar nicht, ob Friedrich die verschwundene Pfalz in Hagenau modernisiert hat, wo er sich in diesen Jahren gerne aufhielt; es kann auch sein, dass ihr Ausbau durch seinen Großvater Friedrich I. seinen Ansprüchen noch genügte. Aber die als Ruine erhaltene Pflixburg bei Colmar (Abb. 1) entstand während Friedrichs Aufenthalt in Deutschland neu, denn er bestätigte 1220 eine Schenkung seines ehemals dort sitzenden, aber 1219 bereits verstorbenen „Ministerialen und Prokurators auf der Pflixburg

← Abb. 2

Girbaden bei Rosheim (Unterelsass), Rekonstruktionsversuch des Zustandes um 1226, in der graphischen Umsetzung von Joe Rohrer (nach Biller/Metz, Burgen des Elsass, I). Vor allem der große Saalbau und die stark befestigte Burgmannensiedlung zeigen, dass hier ein pfalzartiger Hauptsitz des Kaisers bzw. König entstehen sollte.

und im Elsass“. Noch eindrucksvoller war Girsbad in den Vogesen westlich von Straßburg, eine der größten Burgen des Elsass, die – wie etwas jüngere Verträge und der Bestand der Ruine belegen – ab 1218/19 auf Veranlassung des Kaisers geradezu pfalzartig ausgebaut wurde, insbesondere mit einem prunkvollen Saalbau und einer großen „Vorbürg“ mit Burgmannensitzen (Abb. 2). Auch die Pflsburg umfasste in einer vergleichbaren, aber nicht ummauerten Vorburg Unterkünfte für eine größere Besatzung, sodass man in beiden Burgen das Bemühen erkennen kann, die staufischen Besitzungen und Ansprüche in der Region durch gut bemannte Stützpunkte zu schützen. Dabei spricht der Titel eines „Prokurators im Elsass“, also eines auf der Pflsburg sitzenden, aber für das ganze Land zuständigen kaiserlichen Vertreters, gleichfalls für den Versuch, zumindest den Oberrhein organisatorisch fester an den Kaiser zu binden; der frühe Tod dieses Prokurators dürfte allerdings zu den Gründen gehört haben, warum dies nur schlecht gelang.

Das wichtigste Mittel, Deutschland trotz seiner Rückkehr ins Königreich Sizilien an das staufische Haus zu binden, sah Friedrich jedoch fraglos darin, dass er seinen erstgeborenen Sohn Heinrich – ab 1216 Herzog von Schwaben, ab 1218 Rektor von Burgund – in Deutschland beließ und 1220 seine Wahl zum deutschen König durchsetzte, seinen Titel also mit dem Sohn teilte. Ein solches Vorgehen war durchaus üblich, denn mittelalterliche Adelige, deren Macht entscheidend auf der Treue von Personen beruhte, vertrauten letztlich offenbar nur ihren Familienangehörigen wirklich, in einer noch völlig patriarchalisch geprägten Epoche also den Söhnen; Friedrich hatte drei legitime Söhne und mindestens sechs illegitime, von denen er mehreren wichtige politische Ämter übertrug. Die vorhersehbare Problematik lag im Falle Heinrichs aber darin, dass er bei seiner Königswahl erst neun Jahre alt war und damit noch keineswegs selbst regieren konnte, als Friedrich kurz nach der Wahl – noch vor Heinrichs Krönung – Deutschland wieder verließ. Die Regierung oblag vielmehr zunächst Reichsverwesern aus der Gruppe der geistlichen und weltlichen Fürsten – zunächst dem Erzbischof von Köln und nach dessen Tod dem Herzog von Bayern. Allein diese Fürsten besaßen zwar die Mittel, sich in den vielfältigen Spannungen und Konflikten der Epoche durchzusetzen, aber sie waren zugleich auch wichtige Vertreter jener Gruppe, die die Macht in Deutschland schon weitgehend usurpiert hatte und gewiss nicht gewillt war, sie aufzugeben. Dass Friedrich den geistlichen

Fürsten bei der Wahl Heinrichs eine Reihe wichtiger Königsrechte formell zugestand – das Dokument wird heute als *Confoederatio cum principibus ecclesiasticis* („Bund mit den Kirchenfürsten“) bezeichnet –, bedeutete daher realpolitisch wohl keinen allzu einschneidenden Verzicht, sondern eher einen weiteren Beleg, dass Friedrich die problematische Lage in Deutschland begriffen hatte.

Heinrich (VII.), der bei staufertreuen Reichsministerialen aufwuchs, bemühte sich später, als er volljährig geworden war, durchaus um die Stärkung der staufischen Position in Deutschland. So zwang er 1228 den Herzog von Bayern, der auf die päpstliche Seite gewechselt war, zur Unterwerfung und zog gegen den Bischof von Straßburg ins Feld, einen langjährigen Konkurrenten der Staufer. Aber Heinrichs Unterstützung der in dieser Zeit aufblühenden Städte, die tendenziell die Macht der Fürsten einschränkte, machte weitere von ihnen zu Gegnern der Staufer. Und da auch Friedrich dringend die Unterstützung der deutschen Fürsten gegen den Lombardenbund benötigte (vgl. 1.4. Der Kampf um die Lombardei), kam es später zu einer weiteren Abtretung königlicher Rechte an die Fürsten, dem sogenannten *Statutum in favorem principum* („Statut zugunsten der weltlichen Fürsten“) von 1231, das Heinrich erließ und Friedrich bestätigte. Damit und mit einem entsprechenden Eid, den er zeitnah seinem Vater leisten musste, geriet Heinrich in eine nur noch schwer beherrschbare Zwangslage – er sollte einerseits dem kaiserlichen Vater gehorchen, aber andererseits auch den Fürsten Wohlverhalten zeigen, obwohl viele von ihnen die Staufer anfeindeten. Unverkennbar überforderte ihn das, denn Heinrich paktierte in der Folge mit Feinden des Kaisers wie dem Grafen von Urach-Freiburg und verschiedenen Bischöfen. Friedrich hob daher mehrfach Erlasse des Sohnes auf und musste schließlich, als Heinrich sogar zum offenen Aufstand überging, 1235–37 ein zweites und letztes Mal nach Deutschland kommen. Der erst 24 Jahre alte Heinrich wurde seiner Königswürde enthoben und als Gefangener mit nach Süditalien genommen, wo er 1242 starb, wohl durch Selbstmord; nach Untersuchungen seiner vermutlichen Gebeine im Dom von Cosenza war er wohl an Lepra erkrankt.

Heinrichs Nachfolger als deutscher König wurde Konrad, ein anderer legitimer Sohn Friedrichs, der aber bei seiner Wahl auch erst neun Jahre alt war. Der Kaiser ging nach Italien zurück, wo er durch andere dauerhafte Konflikte gebunden war, nämlich durch die sich zuspitzende Auseinandersetzung mit dem Papsttum und den Versuch,

die Städte der Lombardei zu unterwerfen. Konrad IV. aber blieb, unterstützt von einigen Reichsfürsten und dem König von Böhmen, mit einer Lage in Deutschland konfrontiert, die sich nicht grundsätzlich verbessert hatte. Als Friedrich schließlich 1239 exkommuniziert worden war, wandten sich immer mehr deutsche Fürsten gegen Konrad, und nachdem der Papst den Kaiser 1245 sogar für abgesetzt erklärt hatte, erklärte sich einer der anfänglichen Unterstützer Konrads, Heinrich Raspe, der Landgraf von Thüringen, 1246 sogar zum Gegenkönig. Nachdem Konrad eine Schlacht gegen Heinrich verloren hatte, folgte auf dessen Tod ein weiterer Gegenkönig, Wilhelm von Holland, der sich in Deutschland aber nur bedingt durchsetzen konnte. Die staufische Position nördlich der Alpen war damit aber dennoch schon vor dem Tod Friedrichs II. (13. Dezember 1250) sehr geschwächt und unübersichtlich; Konrad zog sich daher weitgehend in die staufer-treuen Gebiete Südwestdeutschlands zurück. Nach dem Testament Friedrichs wurde er dessen Nachfolger auch als Kaiser und zog 1251/52 nach Italien, wo er allerdings auch Durchsetzungsprobleme hatte, u. a. gegen seinen dort bisher regierenden Halbbruder Manfred. Papst Innozenz IV. exkommunizierte auch Konrad sofort, weil er – wie schon zu Zeiten Friedrichs – eine Herrschaft fürchtete, die seinen eigenen kleinen Staat im Norden und Süden umklammerte; das folgende, bis 1266 sich hinziehende Ende der Stauer als Herrscher und Dynastie ist bekannt.

Dies also zur Ereignisgeschichte der letzten Stauer, soweit sie Deutschland betraf. Über die Ereignisse hinaus wird es der zeittypische Mangel an Quellen, die persönliche Empfindungen betreffen, für immer im Dunkeln lassen, welches Verhältnis Friedrich II. als Mensch zur (südwest)deutschen Herkunft seiner Dynastie hatte. Daher sind Fragen nach seinem „Heimat-“, oder gar „Nationalgefühl“, die die ältere deutsche Forschung implizit so sehr bewegten, in Wahrheit unbeantwortbar, wenn nicht geradezu unsinnig; offiziell immerhin bezeichnete sich Friedrich in seiner Titulatur gelegentlich als „italienisch“, während eine entsprechende Nennung als „deutsch“ oder „schwäbisch“ nicht bekannt ist: *Imperator Fridericus Secundus Romanorum Caesar Semper Augustus Italicus Siculus Hierosolymitanus Arelatensis Felix Victor Ac Triumphator*.

Man kann daher bestenfalls versuchen, aus Friedrichs dokumentiertem Verhalten abzuleiten, was die Landschaft nördlich der Alpen für ihn und seine Politik bedeutet haben könnte. Als selbstverständlich darf man



Abb. 3 Der Hochmeister des Deutschen Ordens Hermann von Salza. Statue des Bildhauers Rudolf Siemering von 1877 in der Marienburg (Malbork, Polen), die allerdings erst lange nach dem Tod Hermanns Hochmeistersitz des Deutschen Ordens wurde.

voraussetzen, dass Friedrichs ererbter Anspruch auf die Herrschaft auch im Königreich Deutschland durchaus von Bedeutung war und dass dieser Anspruch durch das politisch starke Kaisertum seines Vaters und Großvaters nochmals überhöht worden war. Andererseits müsste ihm spätestens bei seinem ersten Aufenthalt nördlich der Alpen klar geworden sein, dass die Verwirklichung dieser Herrschaftsansprüche vom fernen Süditalien aus nicht einfach sein würde. Darüber hinausgehende, etwas „persönlichere“ Aussagen kann man aber höchstens davon abzuleiten versuchen, wie er mit diesem Anspruch bzw. den Problemen umging, auf die er dabei traf.

Schon die Tatsache, dass Friedrich II. in seinen 56 Lebensjahren nur zweimal nach Deutschland reiste, bestä-

tigt recht deutlich, dass er Italien, das Land seiner Geburt und Kindheit, stets als die stabilere Basis seines politischen Handelns betrachtet hat. Dabei dürfte sein erster, deutlich längerer Aufenthalt durchaus noch Ausdruck einer Zuversicht gewesen sein, er könne dort seine Macht auf einem ähnlichen Niveau stabilisieren, wie es zu Zeiten seines Großvaters und seines Vaters bestanden hatte. Was auch immer er dabei über die Zersplitterung der Macht in Deutschland gelernt haben mag – hinzu kamen dann jedenfalls die Erfahrungen seines Sohnes in den folgenden anderthalb Jahrzehnten: Sein zweiter, weitaus kürzerer Besuch erscheint jedenfalls nur noch als Notmaßnahme, die durch das Versagen Heinrichs erzwungen wurde. Dem widerspricht auch nicht die in der deutschen Forschung wegen ihrer Bedeutung für das spätere Preußen – und damit scheinbar auch für ein überbetontes „Deutschtum“ – viel beachtete „Goldene Bulle von Rimini“, mit der Friedrich 1226 (nach neuerer Forschung erst frühestens 1235) dem Deutschen Orden staatliche Rechte im späteren Ordensland zugestand. Denn mit ihr unterstützte der Kaiser fraglos vor allem Interessen seines wichtigen Beraters, des Hochmeisters Hermann von Salza (Abb. 3), während eine Ausweitung seiner eigenen Macht in diese abgelegene Region nicht wirklich zu seiner auf Italien zentrierten Politik gepasst hätte.

Die ältere Interpretation, Friedrich habe die Macht in Deutschland allzu sehr vernachlässigt und damit dessen territoriale Zersplitterung mehr oder minder schuldhaft eingeleitet, dürfte seine Möglichkeiten und auch die seiner Söhne also überschätzen. Weit begründbarer scheint vielmehr die Sicht, dass die nach dem Tod Friedrichs I. 1190 eingetretene Schwäche staufiger Herrschaft – verstärkt durch den Weggang Heinrichs VI. nach Italien und seinen frühen Tod – den deutschen Fürsten Raum für einen Machtausbau geboten hatte, der zu Zeiten Friedrichs II. nicht mehr rückgängig gemacht werden konnte. Eine wichtige Rolle spielte dabei fraglos auch die Tatsache, dass das 13. Jh. eine Zeit von Entwicklungen war, in denen die Traditionen königlicher Herrschaft gegenüber neuen Formen wirtschaftsbasierter Macht zu schwinden begannen. Dies wurde in der staufigen Epoche in den Kämpfen mit den lombardischen Städten besonders deutlich, aber durchaus auch im deutschen Raum, wo die Herrschaft über die aufblühenden Städte in den Konflikten zwischen den staufigen Herrschern und den Fürsten ebenfalls eine bedeutende Rolle spielte.

1.2. HERRSCHAFT UND STAAT IN SIZILIEN

Friedrich wurde in seiner Kindheit in Palermo fraglos geschützt und erhielt eine standesgemäße Erziehung, aber natürlich bedeutet das nicht, dass in dieser Phase auch seine Interessen als Herrscher gewahrt wurden. Denn die Abwesenheit eines erwachsenen, politisch und kriegsgerichtet handlungsfähigen Herrschers war im Mittelalter allemal höchst problembeladen. Neben Angriffen anderer Herrscher und Aufständen im eigenen Land waren in solchen Situationen vor allem mehr oder minder sichtbare Entfremdungen von Besitz und Rechten der Normalfall. Dass dies während der Kindheit Friedrichs auch im Königreich Sizilien geschah, verdeutlichen die Gesetze, die er bei der Rückkehr nach Italien 1220 zur Wiederherstellung seiner Herrschaft erließ. Ein Jahrzehnt später folgte ein zweites Gesetzeswerk, das dem inzwischen konsolidierten Königreich eine noch dauerhaftere Ordnung geben sollte.

In der Darstellung Friedrichs II., wie sie in der ersten Hälfte des 20. Jh. in Deutschland verbreitet war, haben diese beiden Gesetzessammlungen Friedrichs – die „Assisen von Capua“ (1220/21) und die „Konstitutionen von Melfi“ (1231) – dazu geführt, dass man ihn zu einem starken, durchsetzungsfähigen Herrscher stilisierte, einem „Gesetzgeber“, wie er dem Geist schon der wilhelminischen und dann der nationalsozialistischen Ära entgegenkam. Schon seine ältere Charakterisierung als der vermeintlich „erste moderne Mensch auf dem Throne“ (Jacob Burckhardt, 1860) beruhte wesentlich auf einer ähnlichen Deutung dieser Ordnungsmaßnahmen.

Solche Akzentuierungen verkennen aber die Bedingungen, unter denen diese und weitere Gesetze bzw. Vereinbarungen entstanden. Die „Assisen von Capua“ stellten einfach einen dringend erforderlichen Versuch dar, die Fehlentwicklungen einer Zeit mit schwacher Herrschaft zu korrigieren, das heißt, sie waren im Grunde eine *ad hoc* getroffene, wenn auch gut durchdachte und durchgesetzte Notmaßnahme. Und das gilt ebenso und noch mehr für die beiden berühmten Vereinbarungen mit den deutschen Fürsten 1220 und 1231, durch die Friedrich nämlich seine Macht in Deutschland selbst wesentlich einschränkte, weil er nur so in Italien handlungsfähig bleiben konnte.

Allein die „Konstitutionen von Melfi“ darf man demnach als ein Gesetzeswerk ansprechen, das der Herrscher unabhängig von einer äußeren Zwangslage formulieren ließ, um seinen Staat im Sinne eigener politischer Vorstel-

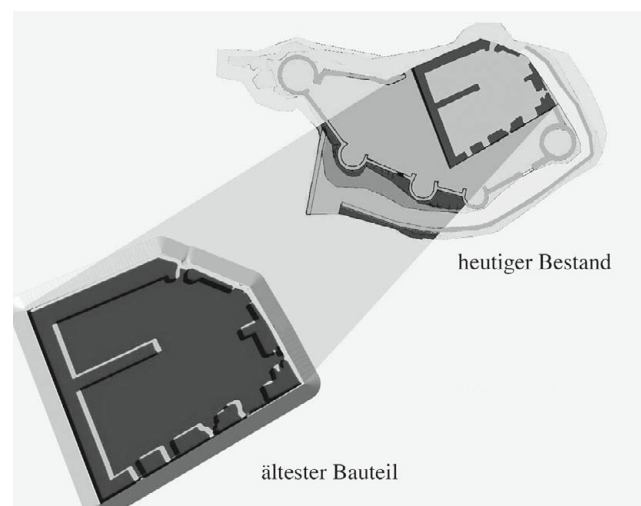
lungen zu reformieren. Auch bei ihnen kann allerdings von politischer „Modernität“ nicht wirklich die Rede sein, weil sie zwar Institutionen und Ebenen der Verwaltung schufen, diese aber noch keineswegs in ein differenziertes Regelwerk neuzeitlicher Art einbanden. Vielmehr blieben alle Mitglieder dieser Einrichtungen jederzeit dem direkten Zugriff des Kaisers unterworfen, der sie noch nicht als unabhängig, sondern im Grunde als Teil eines erweiterten Hofstaates begriff. Wenn daher verschiedene Forscher für die Regierung Friedrichs wie auch schon für das vorangegangene normannische Königtum den Begriff des „Absolutismus“ verwendet haben, so wirkt dies auf den ersten Blick zwar unhistorisch, trifft aber bei näherer Betrachtung durchaus ein wesentliches Merkmal des süditalienischen Staatsgebildes, dessen Ungewöhnlichkeit innerhalb der Epoche man vor allem aus byzantinischen Traditionen und damit letztlich aus dem spätrömischen Recht heraus erklären kann.

Die „Assisen von Capua“, eine Reihe von Gesetzen, die Friedrich direkt nach der Rückkehr aus Deutschland und der Krönung zum Kaiser erließ, waren also ein erstes Mittel der Wiederherstellung königlicher Macht. Schon die Ortswahl des Hoftages zeugt von der Wichtigkeit der Handlung, denn Capua war die erste größere Stadt im Königreich Sizilien, die man erreichte, wenn man aus Rom kam. Friedrich trat also bei seiner Ankunft unverzüglich und demonstrativ als Gesetzgeber auf und betonte damit seinen Willen, die Dinge wieder in die Hand zu nehmen; dass der Jurist Petrus von Vineia, einer seiner wichtigsten Ratgeber, aus Capua stammte, mag die Ortswahl unterstützt haben.

Konkret zielten die Assisen, die im Folgejahr noch etwas ergänzt wurden, auf die Wiederherstellung jenes Rechtszustandes, der beim Tod des letzten normannischen Herrschers von Sizilien, von Friedrichs Großvater Wilhelm II. (1166–89), geherrscht hatte. Abgesehen von der Entschlossenheit, mit der Friedrich hier vorging, ist dabei auch aufschlussreich, dass die „Assisen“ eben nicht, wie es eigentlich ja nahezu liegen scheint, an die Regierungszeit seines 1197 verstorbenen Vaters Heinrich VI. anknüpfte, sondern an die noch weiter zurückliegende Zeit der normannischen Herrschaft. Denn darin zeigt sich deutlich, in welch hohem Maße das vermeintlich „moderne“ Staatsverständnis Friedrichs an rechtliche und administrative Voraussetzungen anknüpfte, die bereits die normannischen Herrscher im 12. Jh. geschaffen hatten.

Laut den „Assisen“ mussten alle nach 1189 getroffenen Besitz- und Rechtsänderungen im Königreich Sizilien neu bewertet und – falls sie nämlich zum Nachteil der Krone gewesen waren – aufgehoben oder zumindest anders gefasst werden; dieses Vorgehen war für das süditalienische Festland, wo die Grafen und Adelsfamilien ihre Eigeninteressen wesentlich kraftvoller, gelegentlich sogar mit kriegerischen Mitteln verfolgten, wichtiger als für Sizilien, wo ein Großteil des Landes schon seit normannischer Zeit einer straffen Verwaltung unterlag. Die Maßnahmen umfassten neben der Aufhebung neuer Zölle und Gebühren als einen der wichtigsten Punkte auch den Besitz von Burgen, denn dieser bedeutete ja, dass ihr jeweiliger Herr die Umgebung beherrschte und sie damit prinzipiell dem Zugriff des Landesherrn hätte entziehen können; war dies einmal geschehen, konnte es nur mit hohem Aufwand rückgängig gemacht werden, nämlich zumeist durch die Eroberung der Burg. Dementsprechend sollten nach den „Assisen“ alle nach 1189 entstandenen Burgen geschleift werden. Wir haben natürlich keine Übersicht, wie viele Burgen dies in der Realität betraf, wie viele ohne großen Widerstand zerstört oder übergeben und welche schließlich erhalten und mit kaiserlichen Gefolgsleuten besetzt wurden. Zumindest in Einzelfällen kam es jedenfalls belegbar zu kriegerischen Auseinandersetzungen bzw. Belagerungen wie 1223 im Falle des Grafen von Molise und

Abb. 4 Roccamandolfi, Grundriss der 1223 von Truppen Friedrichs II. zerstörten Burg, mit Hervorhebung des ursprünglichen, aus normannischer Zeit stammenden Wohnturms, der dann erst in nachfriderizianischer Zeit ergänzt wurde.



Celano, dessen Herrschaft im Norden des Königreiches nahe dem Papststaat ihn wohl auf mehr Unabhängigkeit hatte hoffen lassen. Die Burg Celano wurde wie die benachbarte Stadt zerstört, die Bewohner wurden umgesiedelt und auch die Burg Roccamandolfi (Abb. 4) wurde geschleift; beide Burgen waren nach den erhaltenen Resten bescheidene Bauten, die auf ihren Felsspitzen aus kaum mehr als einem (Wohn-)Turm und einer Ringmauer mit nur noch vermutbaren Nebenbauten bestanden.

Hatten die „Assisen von Capua“ also zunächst die Ordnung im Königreich Sizilien wiederherstellen sollen, wo es während der Kindheit und langen Abwesenheit Friedrichs Entfremdungen von Besitz und Herrschaft gegeben hatte, so sollten die „Konstitutionen von Melfi“ bzw. der *Liber Augustalis* (= Buch des Kaisers) ein Jahrzehnt später dem Reich durch Institutionen und geregelte Verfahren eine dauerhafte Grundordnung verschaffen. Die „Konstitutionen“ waren dabei aber nicht so neuartig, wie manche Forscher sie beschrieben haben, sondern sie waren einerseits recht direkt vom römischen Recht abgeleitet und integrierten andererseits viele bereits bestehende lokale Rechtsgewohnheiten. Entsprach dies durchaus späteren mittelalterlichen Gesetzessammlungen, die in aller Regel weniger neu gestalten als vielmehr traditionelles Recht zusammenfassen wollten, so muss man den Charakter der „Konstitutionen“ darüber hinaus als ausgesprochen konservativ bezeichnen, denn ihr zentrales Ziel war unübersehbar die Erhaltung und Stärkung der Macht des Kaisers selbst, während aktuelle politische, wirtschaftliche und soziale Entwicklungen nicht nur weitgehend unerwähnt blieben, sondern vielfach sogar verboten wurden.

Zwar wurden durch den *Liber Augustalis* Ämter und Institutionen ins Leben gerufen, die bestimmte staatliche Aufgaben erfüllen sollten und damit in einem recht weiten Sinne „modern“ waren, aber alle Amtsinhaber bzw. Mitglieder der Institutionen wurden vom Kaiser persönlich ernannt und konnten folglich auch jederzeit abberufen werden. Das konnte im Einzelfalle sogar die Existenz der Institutionen als solche infrage stellen, sodass die neu geschaffene Ordnung letztlich fragil bleiben musste; nichtsdestoweniger galten Zweifel an kaiserlichen Entscheidungen als Sakrileg. Höchst konservativ blieb außerdem die Rolle des Adels. Denn, obwohl seine Eigenständigkeit im Königreich Sizilien deutlich stärker eingeschränkt blieb als etwa in Deutschland, spielte er bei der Vergabe höherer Ämter weiterhin die zentrale Rolle und auch seine Standesprivilegien wurden ausdrücklich

bestätigt; Ritter konnte man nur als Sohn eines Ritters werden oder durch königliche Ernennung, und der Adel musste sich nur der Rechtsprechung von Standesgenossen stellen. Auch die überkommenen Rechte der Adligen gegenüber ihren Vasallen wurden bekräftigt.

Andererseits stellte Friedrichs Gesetz alle Tendenzen zu städtischer Selbstbestimmung unter Strafe, was natürlich die Wirtschaftsentwicklung entscheidend behinderte. Die im 12. Jh. als reich geltende Insel Sizilien produzierte zwar – im Gegensatz zum weniger fruchtbaren Festlandteil des Königreichs – Weizen in hoher Qualität und das wertvolle, auch zum Pökeln von Fisch wichtige Salz, zudem Holz und Waren aus Baumwolle und Leder; es gab außerdem Manufakturen, die Seide und Luxustextilien fertigten. Inwieweit Initiativen Friedrichs zum Anbau von Zuckerrohr und Indigopflanzen in der Praxis erfolgreich waren, wissen wir nicht. Jedenfalls aber lagen die Weizenproduktion und der Handel als „Regalien“ so gut wie vollständig in den Händen der Krone, sodass die weit höheren Gewinnchancen aus freiem Handel ungenutzt blieben. Dabei sollten außerdem diese Einschränkungen der städtischen Handelsfreiheit wie die „Konstitutionen“ in ihrer Gänze keineswegs nur für das Königreich Sizilien gelten, sondern für das gesamte Imperium und insbesondere auch für Norditalien, was den Konflikt mit den in Wirtschaft und Politik bereits entscheidend weiter entwickelten Stadtstaaten dieser Region natürlich schüren musste.

Friedrich II. teilte das Königreich Sizilien in Provinzen ein, die, gelegentlich noch abgeändert, künftig die Grundlage der Verwaltung bilden sollten – eine für seine Epoche fortschrittliche Maßnahme, deren Strukturen bis ins frühe 19. Jh. erhalten blieben. Und er entwickelte Institutionen normannischer bzw. letztlich byzantinischer Entstehung weiter, die eine effektivere Verwaltung dieser Provinzen und des Königreichs ermöglichen und die über Gebühren und Geldstrafen Einnahmen generieren sollten. Die dafür nötigen „Beamten“, die offenbar meist aus den niederen Adelsschichten und dem reicheren Bürgertum der Städte stammten, mussten – was uns heute selbstverständlich scheint, aber damals noch neu war – über eine fachliche, das heißt insbesondere juristische Ausbildung verfügen. Vor allem der Schaffung einer solchen Funktionärsschicht diente offenbar die Gründung der Universität Neapel 1224, der ersten in Süditalien. Mit dieser Initiative zeigte sich Friedrich allerdings ein weiteres Mal keineswegs als „Erfinder“ eines Konzeptes, son-

dern nur als intelligenter Importeur von Strukturen, die an anderer Stelle längst entwickelt waren. Denn Juristen, die an der seit dem 11. Jh. bestehenden norditalienischen Universität Bologna ausgebildet worden waren, hatten schon früher in der Verwaltung des Königreichs Sizilien eine wichtige Rolle gespielt, vor allem auch als persönliche Berater des Kaisers.

Wichtigste Wirkungsstätte der Juristen blieb auch im Reich Friedrichs der kaiserliche Hof mit seiner unter Friedrich stark anwachsenden Kanzlei, neben den nun aber, hierarchisch untergeordnet, die Verwaltung der neuen Provinzen trat. Es entstand das Großhofgericht als zentrale Institution der kaiserlichen Rechtsprechung, das in zwei Kammern einerseits Kriminalfälle, andererseits Zivilprozesse zu verhandeln hatte. Der dort tätige oberste Justiziar – das Amt der Justiziare stammte aus normannischer Zeit, war zuvor aber meist mit Adeligen ohne besondere Ausbildung besetzt worden, die den neuen Fachleuten oft ablehnend gegenüberstanden – fungierte als Vorgesetzter von Justiziaren in den Provinzen, die, dort unterstützt durch weitere Notare, regionale Konflikte regeln sollten. Den Justiziaren in den Provinzen – die man in moderner Sicht als eine Art Gouverneure ansprechen könnte – unterstanden außerdem auch die Kastellane und Sergeanten in den Burgen, die nötigenfalls mit Gewalt für die Durchsetzung des kaiserlichen Willens zu sorgen hatten. Die Burgvögte und offenbar noch weitere Verwaltungsbeamte wurden von *provisores castrorum* (= Aufseher über die Burgen) ausgesucht und waren natürlich diesen und damit dem Kaiserhof gegenüber weisungsgebunden. Außerdem wurden manche Burgen, unter denen viele der bis heute eindrucksvollsten sind, von Friedrich offensichtlich als letzter Rückhalt im Falle einer möglichen Krise eingeschätzt, weswegen er dort persönlich einen Burghauptmann bestimmte, den er als besonders treu einschätzte. Diese Burgen wurden als *castra exempta* (= ausgenommene Burgen) bezeichnet, für die eine leider unvollständige und später vielleicht veränderte Liste wohl aus den späten 1230er-Jahren erhalten ist.

Jenseits der defensiven Aufgaben dienten ebenfalls fachlich ausgebildete Kämmerer (*camerarii*) der Verwaltung der vor allem auf Sizilien umfangreichen königlichen Domänen, denen, über das Land verteilt, zahlreiche Vögte (*baiuli*) untergeordnet waren. Dabei war vor allem der festländische Teil des Königreichs auch in der Zeit Friedrichs II. offenbar in weiten Bereichen dünn besiedelt, die Städte nur klein, sodass erheblicher Aufwand für die

Wiederbesiedlung und landwirtschaftliche Erschließung getrieben werden musste. Beispiele für Stadtgründungen mit neuer Burg, die anstelle verlassener antiker Siedlungen oder gänzlich neu entstanden, sind etwa L' Aquila, Lucera, Altamura, Monteleone/Vibo Valentia, Gela und Augusta.

Bei dieser Übersicht über die Ämter und Funktionsträger in Friedrichs Königreich Sizilien muss man sich jedenfalls, um es nochmals zu unterstreichen, stets bewusst bleiben, dass sie eben noch keine Institutionen bzw. Beamte in einem heutigen Sinne waren, dass sie also nicht immer klar definierte Aufgaben hatten bzw. dass die Besetzung der Stellen wechselhaft und die Handlungsmöglichkeit der Amtsträger begrenzt war – und insbesondere auch, dass unsere Kenntnis von ihrer Arbeit sicher unvollständig ist. Gerade die wichtigsten Männer waren jedenfalls in aller Regel Männer aus Friedrichs Hofstaat, denen er persönlich vertraute, also Verwandte und „Getreue“, sodass die Grenzen zwischen Familie, Hofstaat und Verwaltung nach heutigen Begriffen noch verschwammen. Der Kaiser behielt persönlich alle Fäden in der Hand und konnte überall jederzeit eingreifen, auch indem er etwa Aufgaben an Funktionsträger des Staates verteilte, die mit ihrem eigentlich definierten Arbeitsgebiet gar nichts zu tun hatten. Dass diese Verhältnisse die Funktionalität der neu aufgebauten Verwaltungsstrukturen von Anfang an und in widersprüchlicher Weise belasteten, ist durch viele Indizien belegt.

Jenes Element in der Politik Friedrichs II. und seiner Epoche anzusprechen, das sich mit der Vorstellung „moderner“ Staatlichkeit fraglos am wenigsten verträgt – und das auch für seinen Burgenbau von zentraler Bedeutung ist –, war die Selbstverständlichkeit, mit der auch Friedrich wie praktisch alle Herrscher der Epoche Gewalt zur Lösung von Konflikten anwandte. Dies betraf einerseits außerhalb des Königreichs Sizilien ausgefochtene Kriege – den Machtkampf in Deutschland, die Konflikte in der Lombardei, den Kreuzzug –, die in jener Epoche mit ungebremster Brutalität ausgefochten wurden. Aber auch der Umgang mit der eigenen Bevölkerung war oft von ähnlicher, heute nur noch schwer nachvollziehbarer Härte. Denn es kam immer wieder zu Aufständen, insbesondere in Sizilien, wo schon das Nebeneinander ethnisch und religiös unterschiedlicher Bevölkerungsteile zu Spannungen geführt haben muss, wozu aber auch noch weitere Ursachen wie die fraglos sehr hohe Besteuerung oder das Fehlverhalten örtlicher Funktionsträger hinzutraten.



Abb. 5 Centuripe bei Catania, dahinter der Ätna. Die typisch italienische Bergstadt wurde nach einem Aufstand 1232 zusammen mit anderen Städten von Friedrich II. erobert und zerstört, ihre Bewohner umgesiedelt.

Das wohl berühmteste, jedenfalls aber relativ frühe Beispiel eines lokalen Aufstandes in Friedrichs Reich war der Aufstand der sizilianischen Sarazenen, der von den Besitzungen des Bischofs von Girgenti/Agrigent ausging. Friedrich besiegte die auf der Insel verbliebenen, eindeutig unterprivilegierten Angehörigen der muslimischen Bevölkerung in den Jahren 1222–25 mit erheblicher Mühe und siedelte sie dann bis 1245 in die damals offenbar ziemlich menschenleere Region um die Stadt Lucera in der Capitanata um, wo sie sich als Bauern, aber auch spezialisierte Handwerker betätigten. Erstaunlicherweise wurden sie dort schnell zu besonders treuen Gefolgsleuten des Kaisers, vor allem in seiner Armee, was sich nach seinem Tod noch in ihrem hinhaltenden Widerstand gegen Karl von Anjou zeigte. Ein wichtiger Grund dieser Treue war sicherlich die für die Epoche ganz außergewöhnliche Tatsache, dass Friedrich die Muslime nicht zum Christentum bekehren wollte, sondern – natürlich zum Unwillen des Papstes – ihren anderen Glauben respektierte und ihnen auch Selbstverwaltung und eigene Rechtsprechung zugestand.

Die Umsiedlung aufständischer Bevölkerungsteile wurde auch später noch mehrfach von Friedrich ange-

wandt, wobei die Folgen in der Regel aber weniger positiv waren. Solche Umsiedlungen waren offenbar auch ein Mittel der Siedlungspolitik, etwa als 1232 in Ostsizilien ein Aufstand gegen den dortigen Justiziar entstand, zu dessen Unterdrückung Friedrich selbst auf die Insel kommen musste. Das Zentrum der Rebellion war Messina, aber sie griff auch auf Syrakus und weitere, kleinere Städte über, die in der Folge erobert und in manchen Fällen systematisch zerstört wurden. So siedelte man etwa die Bewohner von Centuripe (Abb. 5) und einigen Nachbarorten in die neue Stadtgründung Augusta und nach Palermo um. Auch das Verhalten gegenüber den Orten, die Friedrichs Abwesenheit auf dem Kreuzzug für allzu selbstständige Aktionen bzw. sogar für eine Annäherung an den Papst und seine Truppen versucht hatten, war von konsequenter Härte. Die Städte Sora bei Montecassino und San Severo bei Foggia wurden 1229 zerstört, ihre Einwohner vertrieben; Foggia, Troia, Casalnuovo, Larino und Civitate verloren außerdem zumindest ihre Befestigungen und mussten Geiseln stellen.

Dass Friedrich II. auch das wirtschaftliche Geschehen reflektierte – was für einen mittelalterlichen Adligen durchaus ungewöhnlich war –, zeigte schon früh die Tat-

sache, dass er Genua, aber auch Pisa und Venedig bei seiner Rückkehr nach Italien 1220 wichtige Handelsprivilegien entzog. Die reiche Stadtrepublik Genua, die seit der Zeit Heinrichs VI. auch mit Syrakus belehnt gewesen war, hatte ihn auf seinem Weg nach Norden 1212 noch unterstützt, später aber das zu Sizilien gehörende Malta besetzt, um Druck auf den Kaiser auszuüben. Friedrich wandte mit dem Entzug solcher Privilegien eine Strafmaßnahme an, die eine norditalienische Stadtrepublik fraglos hart traf, denn bis dahin profitierten vor allem Genua und Pisa stark vom Transport des im Königreich Sizilien produzierten Getreides. Das hatte aber eben bedeutet, dass die beiden Hafenstädte aus dem wirtschaftlich hoch entwickelten Norditalien die wenigen Gewinne abgeschöpft hatten, die sonst das Reich Friedrichs II. hätte erzielen können. Denn außer Getreide und anderen landwirtschaftlichen Produkten wurden dort eben kaum Handelswaren hergestellt und auch Sizilien war – außer im Osten, wo auch alle neuen Burgen Friedrichs mit Ausnahme von Enna entstanden – offensichtlich nur dünn besiedelt. Außer Palermo und Neapel gab es nur viele kleine Städte und der eigenständig betriebene Handel des Königreichs hielt sich daher fraglos in sehr engen Grenzen.

Friedrich versuchte dann in einer späteren Phase seiner Herrschaft, etwa ab dem Erlass des *Liber Augustalis* 1231, den Fernhandel des Königreichs gezielt zu fördern, vor allem durch Einrichtung von Monopolen bzw. Zöllen auf verschiedene Waren, aber auch durch die Verstärkung der schon seit normannischer Zeit bestehenden Flotte, die neben der Kriegführung auch dem Handel dienen sollte. Die Anordnungen, die er 1240 bezüglich seiner Neugründung Augusta und des Hafens bei der wohl gleichfalls neu erbauten Burg Milazzo traf, sollten den Handel stärken;

nur von diesen beiden Plätzen an der festlandsnahen Küste Siziliens aus sollte künftig Handel mit dem Ausland getrieben werden. Dass es dabei vor allem um Getreide ging, zeigen die im Bau befindlichen Kornspeicher in Augusta, die ebenfalls 1240 in Briefen des Kaisers erwähnt wurden. Auch die Unterstützung von Unternehmern in dieser im Aufbau befindlichen Stadt und in Catania, die dort vermutlich Steinbrüche erschließen und Landwirtschaft treiben wollten, war Friedrich eine eigene Äußerung wert; in Milazzo hatte schon früher eine „tonnara“, wohl eine Anlage für Fang und Verarbeitung von Thunfischen, seine persönliche Aufmerksamkeit gefunden.

Besondere Beachtung in wirtschaftsgeschichtlicher Hinsicht haben auch die „Augustalen“ gefunden, schwere Goldmünzen, mit denen der Kaiser ab 1231 dem bis dahin den Handel beherrschenden byzantinischen und arabischen Geld etwas entgegensetzen wollte (Abb. 6). Die Begrenztheit seines Verständnisses wirtschaftlicher Prozesse zeigte sich jedoch auch in diesem Zusammenhang. Dass nämlich letztlich nur der Markt den Wert einer Währung bzw. die Preise bestimmen kann, blieb ihm offensichtlich verschlossen. Er versuchte vielmehr, einen bestimmten und für den Handel *en détail* sicherlich allzu hohen Wert dieser Münze durch rigide Strafandrohung durchzusetzen – eine Methode, die bestenfalls im eigenen Reich funktionieren konnte, keineswegs aber im Handel mit anderen Ländern. Zudem wurden die wertvollen Goldmünzen nicht durch Münzen kleineren Wertes ersetzt, die der Handel jedoch dringend benötigt hätte.

Bei alledem muss man sich außerdem ein weiteres Mal vor Augen halten, dass wir die Tragweite auch von Friedrichs wirtschaftlich geprägten Maßnahmen wegen der Lückenhaftigkeit der Quellen kaum wirklich einschätzen



Abb. 6
Ein goldener *Augustalis*
Friedrichs II., der nach 1231 in
Brindisi geprägt wurde.

können. Sie belegen zwar einerseits sein persönliches Interesse auch an der Wirtschaft des Königreichs, aber sie zeigen andererseits auch, dass er das gesamte Wirtschaftsgeschehen weiterhin extrem zentralisiert zu steuern versuchte, geleitet offenbar von einem einseitigen Interesse an Steuern und Abgaben, aber ohne wirkliche Einsicht in das Marktgeschehen. Damit nahm er gerade jener Eigeninitiative den Raum, die den Händlern im Norden gleichzeitig wachsende Reichtümer einbrachte.

1.3. DER KREUZZUG

Den latenten Kampf gegen den Islam als selbstverständliche und dauerhafte Pflicht christlicher Herrscher etabliert zu haben, war der vielleicht größte politisch-psychologische Erfolg, den das Papsttum im Mittelalter erzielt hat. Die Päpste hätten ihren Machtanspruch – der immer wieder hervortrat, auch wenn die wechselnden Amtsinhaber recht verschieden agierten – nicht mit eigenen kriegesischen Mitteln durchsetzen können, denn ihre Truppen waren den weltlichen Herrschern Europas zu allen Zeiten weit unterlegen. Zudem erwies sich der gelegentliche Versuch, aus dieser Schwäche heraus weltliche Herrscher zum Schutz des weitgehend machtlosen Papststaates zu verpflichten, als zweischneidiges Schwert, denn die Helfer – vor allem auch die Normannen aus dem Geschlecht der Hauteville – nutzten ihre Erfolge nur allzu gerne, um sich eine eigene Machtposition aufzubauen, und wurden damit selbst zur nächsten Bedrohung.

Aus diesen Bedingungen heraus war es fraglos ein genialer Schachzug des Papsttums, die Eroberung von Jerusalem, des Ortes von Martyrium und Grab Jesu (Abb. 7), nicht nur allgemein als hohes religiöses Ziel zu propagieren, sondern darüber hinaus Feldzüge ins Heilige Land zur Pflicht jedes wahrhaft christlichen Herrschers zu erklären. Denn es bedeutete in der Realität, dass die Herrscher und ihre Heere jahrelang fern von Italien gebunden wurden und zumindest in diesen Zeiten keine Bedrohung der päpstlichen Territorien und Ansprüche sein konnten. Außerdem würde der jeweilige Papst so oder so der Gewinner sein: Bei Erfolg des Kreuzzuges würde sein Name für immer mit der Wiedergewinnung der wichtigsten christlichen Stätten verbunden bleiben, bei dessen Scheitern würden wenigstens die christlichen Heere so geschwächt zurückkehren, dass die Bedrohung des Papststaates zumindest eine Zeit lang deutlich gemindert wäre.

Es überrascht daher keineswegs, dass Papst Innozenz III. auch Friedrich II. schon 1215 bei dessen Königs-

→ Abb. 7

Die Grabeskirche in Jerusalem birgt nach der Überlieferung das Grab Christi und auch Golgatha, die Stätte der Kreuzigung. Als eine der heiligsten Stätten der Christenheit, die von der muslimischen Herrschaft „befreit“ werden sollte, war sie eines der wichtigsten Ziele der Kreuzzüge.

krönung in Deutschland zu einem Kreuzzug verpflichtet hatte; Friedrich sollte damit auch dem Vorbild seines Vaters und Großvaters folgen, die allerdings beide schon vor der Abreise bzw. vor der Ankunft im Heiligen Land gestorben waren. Friedrich verschob den Aufbruch aus meist durchaus begreiflichen Gründen mehrfach, zuletzt 1227, als seine Armee unter einer Hungersnot und Krankheiten litt. Trotz solcher Umstände bot dies der aggressiven Politik des noch neuen Papstes Gregor IX. (reg. 1227–41) eine willkommene Gelegenheit, Friedrich als Strafe für seinen angeblichen Wortbruch zu exkommunizieren. Der Papst verstärkte dies noch durch eine zweite Exkommunikation, als Friedrich sich nicht beirren ließ, sondern im Sommer des Folgejahres 1228 doch zum Kreuzzug aufbrach – nun war es nach Gregors Darstellung ein Sakrileg, dass ein mit dem Kirchenbann Belegter ein so christliches Unternehmen wie einen Kreuzzug anführen wollte. Und der Papst ging noch einen neuartigen und unerhörten Schritt weiter, indem er sich selbst als Kriegsherr gerierte und die Abwesenheit des Kaisers nutzte, um im Sinne eines eigenen Kreuzzuges mit Truppen in das Königreich dieses „Verfolgers der Kirche“ einzufallen – freilich mit nur geringem Erfolg.

Aber auch Friedrichs Kreuzzug blieb in seiner Wirkung beschränkt. Zwar neigte die Geschichtsschreibung lange dazu, seine friedliche Einigung mit dem Sultan al-Malik al-Kamil als ein Zeichen besonders gekonnter und vor allem friedlicher Diplomatie zu feiern, aber auch diese Deutung blendet wichtige Faktoren aus. Insbesondere war der Umgang Friedrichs mit den realen Machthabern in den christlichen Kreuzfahrerstaaten Zyperns, Palästinas und

→ Abb. 8

Die Templerburg Chastel Pèlerin nahe Haifa, hier die Reste der Angriffsseite, war die wohl stärkste fränkische Burg in den Kreuzfahrerstaaten. Die Templer als ihre Erbauer und Herren verweigerten Friedrich II. trotz seiner Kaiserwürde den Zutritt.





Abb. 9 El Kerak in Jordanien, die Burg von Osten. Die Burg, deren heutiger Bauzustand allerdings erst nach der Zeit Friedrichs II. erreicht wurde, war unter den über den Jordan vorgeschobenen Posten der Kreuzfahrerstaaten der wohl stärkste. Da Friedrich II. 1228/29 ihre Rückgabe an die fränkischen Kräfte nicht erreichte, konnte auch Jerusalem nur einige Jahre lang gehalten werden.

Syriens wenig geschickt, weil er offenbar allzu einseitig auf das Gewicht seiner Kaiserwürde setzte und damit die von ihm relativ unabhängigen und zudem schon stark zerstrittenen lokalen Mächte gegen sich aufbrachte; so machte er sich etwa von Anfang an den durch seine französischen Wurzeln geprägten Templerorden zum Gegner und damit eine der stärksten militärischen Mächte der Kreuzfahrerstaaten (Abb. 8). Ohne Unterstützung aus der Region aber hätte sich Friedrich gegen die extreme Übermacht der muslimischen Staaten keineswegs durchsetzen können und so blieb ihm im Grunde wirklich nur die Möglichkeit einer friedlichen Einigung mit dem Sultan, der seinerseits erst um die wirkliche Macht in Syrien und Palästina rang und daher relativ kompromissbereit war. Die Einigung immerhin spricht für Friedrichs diplomatisches Geschick und noch grundlegender für seine in Sizilien erlernte pragmatische Toleranz gegenüber dem Islam.

Auch der erreichte zehnjährige Waffenstillstand und die Anerkennung staatlicher Unabhängigkeit der Stadt Jerusalem und anderer christlicher Stätten samt Zugangskorridoren von den Mittelmeerhäfen her wirken aus heutiger Sicht zwar als Erfolg, aber unter militärischen Ge-

sichtspunkten war der mittelfristige Verlust dieser allzu begrenzten und nicht wirksam zu sichernden Gebiete dennoch absehbar. Denn eine Neubefestigung der Stadt Jerusalem wurde vertraglich untersagt und die großen Burgen jenseits des Jordans, auf denen die Sicherheit des Königreichs Jerusalem früher entscheidend beruht hatte, blieben in muslimischer Hand (Abb. 9). Der von Friedrich bei seiner schnellen Abreise hinterlassene Statthalter hatte daher keine wirkliche Möglichkeit, das allzu ungeschützte Territorium – in dem zu allem Unglück auch die Konflikte der christlichen Parteien andauerten – auf Dauer zu schützen. So wurde es schon 1244 wieder von muslimischen Herrschern besetzt.

Diese Vermeidung eines erwartbar verlustreichen und aussichtslosen Krieges mit dem muslimischen Sultanat von Kairo mag zwar heute als beachtlich vernunftgeleiteter politischer Erfolg Friedrichs erscheinen, aber dem Erwartungshorizont des christlichen Europas entsprach er im Mittelalter jedenfalls nicht. Als Erfolg wären damals nur siegreiche Schlachten gegen die oft verteuflten Andersgläubigen gewertet worden. Dass die Umstände dies nicht zuließen, dass wegen der Übermacht der muslimi-